

e von W. Malchin.)

Kreuzern

Mittelmeer

schinen waren Angelegenheiten aus Draht, Stoff, tauchenden Motoren, Bambusstäben und Kinderwagenrädern, geleimt und genäht, mit Drähten verspannt, rein aus dem Gefühl heraus dimensioniert. Als einer namens Ellery von Gorissen in einen Ago-Doppeldecker, der eine Wanne von Sitzgelegenheit hatte, fünf Passagiere hineinpfropfte und sie mitsamt ihren wollenen Pudelmützen, Autobrillen und Kopfschals vom Boden hoch bekam, nannte man das einen Rekordflug.

„Natürlich war es auch einer. Sie müßten einmal Bilder von damals sehen! Denn photographiert wurde viel in Johannisthal. Ein weiblicher Flugschüler war allein schon Kameraobjekt für zwei Monate, und jeder Flugschüler ließ Bilder anfertigen, in denen er zunächst — aber schon in vollem Fliegeranzug, mit Sturzhelm und Brille — vor der schwarzen Tafel stand und sich einen Motor erklären ließ ...

Das ist lange her, damals war Melli Beese Deutschlands erste Pilotin. Sie hatte ein Werk in Johannisthal, gab Flugunterricht und besuchte Flugtage ... wir waren drei Monteure bei ihr ... sehen Sie, daher weiß ich das ..."

Das große Funkersflugzeug ist längst verschwunden, auf dem Flugplatz gelandet und wieder aufgestiegen, Kurs London oder Hamburg oder Kopenhagen, was weiß ich. Irgendwo schimmern ihre Positionslichter in der sinkenden Nacht. Der edelgeformte Schatten ihrer glatten Tragdecks huscht über den Himmel. Die Motoren orgeln gleichmäßig und brav ihr Lied von Eisen, Kraft und Weite. In der Kabine drücken sich die Fahrgäste schläfrig in die Polster, im Führerraum verfolgt der Pilot gleichmütig das Aufblitzen der Leuchtsignale und das Morsen in seinem Kopfhörer ... hier unten sitzen wir und sprechen von den Anfängen, und der Mann neben mir ... Monteur in Johannisthal vor sechsundzwanzig Jahren, zu Melli Beeses Zeiten ...

Auf dem Hellweg

Skizze von Magdalena Kind

Sonntagmorgens nach der Kirchzeit sitzen ein paar Männer aus der Umgegend in Joris Rademakers Schenke und erzählen. Irgend etwas auf dem Hellweg bringt die Menschen von Sinnen — —

Ein Chauffeur in dunkelblauer Dienstkleidung kommt herein, knallt die Tür hinter sich zu, wirft sich in den ersten Stuhl, den er zu fassen kriegt. „Also! Kein Mensch bringt mich wieder dazu, diesen verdammten Weg zu fahren. War das eben ein Schrecken! Ich fahre gute neunzig Kilometer — da meine ich doch, es rennt mir einer geradewegs in den Wagen hinein. Ich bremse scharf. Kein Mensch zu sehen. Ich gehe um den ganzen Wagen herum, leuchte in den Straßengraben. Nicht das geringste zu entdecken ... Einmal Hell, Herr Wirt! Mir sitzt der Schreck in den Knochen."

„Es ist schon manches auf der blanken Landstraße geschehen", sagt Lehrer Wefers und sieht hinaus.

Draußen strömt der Regen derart, daß er sich zu Schwaden verdichtet.

Da sagt Meta Rademaker, die still mit einer Näharbeit dagesessen: „Wo der Hellweg den scharfen Bogen macht, steht ein Weidenstumpf, der sieht von weitem aus wie ein hockender Mensch. Er ist inwendig hohl und leuchtet in der Dunkelheit. Am Tage glimmt er bloß. Was leuchtet, ist Phosphor."

„Donnerwetter, dann habe ich das für was anderes gehalten", lacht der Chauffeur ...

Draußen rauscht ein mächtiger schwarzer Reisewagen durch hohe Schneewasserfontänen heran.

Schweigsam betrachten die Anwesenden die nach kurzer Zeit eintretenden Fremden. Drei Herren, eine Dame. Erst nach genauem Hinsehen merkt man, daß die Schlichtheit ihrer Kleidung von höchster Eleganz ist. Die Dame trägt einen kleinen Juchtenlederkoffer in der Hand.

„Wir wollen hier warten, bis das Unwetter vorbei ist", sagt der ältere Herr in das Schweigen hinein. — Die Bilder der Standesherren im Rathaus der Stadt sehen so aus wie der, denkt Wefers. Das Wesen dieser vier Menschen ist von einer ruhigen Höflichkeit, die ihnen schnell Vertrauen erweckt.

Und doch, fragt sich jeder der Männer um den Wirtstisch: Was wollen die hier zu dieser Tageszeit in der Schenke auf dem Hellweg?

Die Fremden nehmen eine Kleinigkeit — was die Küche zu bieten hat, Eier, Schinken, Brot und einen Kaffee, schwarz und stark. Der belebende Geruch erfüllt das ganze Zimmer. Meta geht ab und zu, trägt auf.

Niemand spricht; auch die Fremden schweigen. Alle horchen auf den Regen. Der Wind legt sich.

„Der Hellweg ist frei", sagt Wefers, der am Fenster sitzt, mit seiner leisen klaren Stimme. Die Fremden stehen auf. Der weißhaarige Herr zahlt für alle. Sie sprechen höflich „Guten Tag!" im Hinausgehen. Der Wagen fährt davon.

„Merkwürdige Leute", spricht Wefers.

„Sie stellten was vor", meint Rademaker.

„Sicher", sagt der Chauffeur, „das war solide Marke. Unsereiner kennt sich aus. — Mensch, was fährst Du als Privatchauffeur manchmal für Gesindel! — Mein jetziger Herr ist Bankier. Seinem Großvater gehörte schon das Bankhaus Glanders. Die Tochter heiratet nach Düsseldorf. Heute ist die Hochzeit. Ich bin auf dem Wege, ihn abzuholen. Er rief heute in der Frühe an. Es muß etwas Besonderes los sein."

„Stellt doch mal den Rundfunk an!" sagt Wefers. „Da gibt es immer was Neues zu hören."

Gleich darauf ist der Raum ganz angefüllt mit starken, leidenschaftlichen Musikklängen. In dieser ländlichen Sonntagmorgenstille strömt eine Klangfülle ohnegleichen über die lauschenden Menschen hin und — — bricht plötzlich ab. „Achtung! — Achtung! Bekanntmachung des Polizeipräsidiums: Ein schwarzer Reisewagen mit vier Insassen, darunter ein weißhaariger Herr, eine Dame mit suchtenledernem Stadtkoffer, ist aufzuhalten. Sofortige Meldung an das nächste Polizeibüro! Die Insassen raubten fünfzigtausend Mark im Schalterraum des Bankhauses Johann Philipp Glanders."

Die Männer haben sich noch nicht von dem Schrecken erholt, da springt der Chauffeur auf „Kerls! Und die habe ich laufen lassen!!" Schon ist er zur Tür hinaus. Der Motor des Autos braust in tobenden Schlägen. Durch aufschäumendes Pfützenwasser rast das Auto dem anderen nach.

„Man erlebt merkwürdige Dinge ..." Rademaker räumt den Tisch ab.

Den Hellweg entlang knattern Motorräder — bremsen scharf vor dem Haus. Die Tür wird aufgestoßen. Polizeileute füllen den Raum. Laute, rasche Fragen. Rademaker gibt bedächtig Auskunft.

„Wo ist der Chauffeur?" — Rademaker zeigt mit dem Daumen über die Schulter. „Hinter den anderen her."

„Sie bogen nach der holländischen Grenze ab", sagt Wefers.

„Konnten Sie die Wagennummer erkennen?"

„Der Wagen hatte keine Nummer. Das fiel mir auf."

Die Motorräder tosen über den Hellweg.

Zwei dunkle Punkte rasen in zwei Kilometer Entfernung voneinander. Der Abstand wird geringer. Kennt man im vorderen Wagen die Gefahr nicht? Der Reisewagen fährt ausdauernd, trotz des glitschigen Bodens. Das Glandersche Auto hat größere Schnelligkeit.

Er ist nur einer, die vorn sind vier — denkt der Chauffeur. Waffen haben sie sicher.

Ganz weit hinten wird der Weg getüpfelt von Motorrädern, die wie Projektile heranschießen. Der Chauffeur läßt den Winker spielen, die Hupe gröhlen, damit sie nicht von hinten auf ihn rasen.

Die vorne merken jetzt was. Er liegt flach über der Steuerung — so geht der erste Schuß über ihn weg. Die da vorn wissen also, was los ist. — Der Chauffeur reißt seinen Revolver heraus. Der peitschende Knall bekommt ein Echo im zerplatzenden Hinterradreifen des anderen Wagens. Vorüber jagen die Motorräder der Polizei. Dann geht es rasch. Zurufe. Ein Wirbel von Schüssen bricht los — Stille. „Ab dafür", stellt der Chauffeur mit Befriedigung fest. In dem kleinen Juchtenlederkoffer findet sich das Geld, ein schmales Bündelchen von fünfzig Tausendmarkscheinen.

„Mit solchem Gesindel habe ich beinahe an einem Tisch gesessen. Mensch, hätte ich den Aufenthalt nicht gehabt!"

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 51 | 29. Juni 1935 | 9. Jahrgang

Im grünen Rock

Militär- und Gesellschaftsroman von PAUL HAIN

Urheberrechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

(19. Fortsetzung)

Berger streift mit den Blicken über die Möbel, das Ruhebett, die Jagdbilder an den Wänden. Der rötlich gedämpfte Schein der Petroleumlampe, die er rasch entzündet hat, taucht alles in ein friedlich-warmes Licht.

Er stellt die Büchse in die Ecke und setzt sich schwer in einen der groben und bequemen Holzstühle.

Heute wollen die Erinnerungen nicht schweigen. Er blickt auf den leeren Stuhl ihm gegenüber, mit dem verschlissenen Seidenkissen. Da hat Ulla immer gesessen. Von dort hat sie ihm zugelächelt beim Plaudern. Mit diesem wundervollen Jungmädchenlächeln, das sie auch als junge Frau an sich hatte und das sie dem Lenel so ganz vererbt hat. An diesem Tisch hat auch der Eberstein mag gesessen, ja. Und hat brennende Augen gehabt, wenn Ullas Lachen durch den Raum perlte.

An diesem Tisch hat niemand an die Zukunft gedacht, da war alles frische, heiße, fröhliche Gegenwart.

Und auf diesem Tisch hat einmal ein Brief gelegen.

Für ihn, den Nikolaus Berger.

Der hatte etwa die gleiche Unterschrift, wie der, den er im Frühjahr erhalten und den nachher die Lenel am Bach gefunden hat. „Ein wohlmeinender Freund."

Im Kamin da hat er ihn verbrannt. Und hat auch „Pfui Teufel!" dazu gesagt. Und hat nichts glauben wollen und hat doch die giftigen Worte mit sich herumgeschleppt Tag und Nacht. Und hat hundertmal „Pfui Teufel!" zu sich selber gesagt und hat es doch nicht einfach ausstreichen können.

An diesem Tag fing alles an.

Berger hat den Kopf in beide Hände gestützt. Die Lampe flackert müde. Das Öl darin ist bald zu Ende. In den Ecken der Hütte hocken schon die Schatten.

‚Kann ein Mensch mit einem so jungen, frohen Lachen lügen?' denkt Berger. Er hat es hundertmal in all den Jahren gedacht und keine Antwort darauf gefunden. ‚Kann die Lenel lügen? Nein, die kann nicht lügen!' hat er sich hundertmal gesagt und weiß es mit felsenfester Überzeugung. Warum hat er nicht längst alle Zweifel begraben? Er reißt sich zusammen.

Es macht der Herbst, tröstet er sich. Da ist es immer am schlimmsten. Im Herbst wachen die Gespenster auf. Da geht es um in den Bergen und Wäldern und Schluchten, da geistern die Nebel durch die Täler, alle wilden Kobolde sind losgelassen und ängstigen die Menschen mit ihrem geheimen Wesen. Schlimme Gedanken reiten durch die Luft wie Hexen und machen die Seele trübe.

Nikolaus Berger lächelt ein wenig dem Stuhl an der andern Seite des Tisches zu.

Die Lampe flackert noch einmal rötlich auf und verlischt.

Berger steht nicht auf. Er sitzt in der Dunkelheit und schließt die Augen. Ein junges geliebtes Gesicht schimmert drüben aus dem Stuhl zu ihm herüber in seinen Traum und lächelt ihn an. Ein feines, leises Lachen klingt silbern durch den Raum, und eine helle Stimme spricht und plaudert wie ein Bächlein.

So spinnt der Herbst einen gütigen Traum durch die Jagdhütte. Vor den Fenstern raunt der Wind. Und der Wald steht schweigend und gewaltig in der sternenklaren Nacht.

*

Eine Woche später liegt der erste Schnee bis in die Täler hinab. Die Welt scheint ein glitzerndes Wunder geworden zu sein. Von einem köstlich blauen Himmel überstrahlt, stehen die dunklen Tannen in den Bergen tief im weißen Schnee, der wie aus zarten Daunen ist. Weich und mild sind die Konturen des Gebirges geworden. Frisch und berauschend klar ist die Luft.

„Fein!" sagen die Knechte der Bauern, sagen auch die Jungen und Mädel, die noch allmorgendlich zur Schule müssen, und holen ihre Schlitten hervor. Das wird ja nun wieder eine Kraxelei mit dem Schlitten auf dem Rücken die steilen Berge hinauf werden, aber um so schöner und kreischender und jauchzender wird dann auch wieder die wilde Fahrt in den tollkühnen Schleifen nach unten sein! Es hat schon jede Jahreszeit ihr Vergnügen.

Die Lenel hat die warme Wollmütze auf das Haar gedrückt, die Fäustlinge über die Hände gezogen und macht schon ihre ersten Fahrten auf dem Wiesenhang gegenüber vom Haus. Befriedigt stellt sie fest, daß es schon ein ganz guter „Schlittenschnee" ist. Ordentlich rote Backen hat sie

von der harten, frischen Winterluft gekriegt. Und dann kommt noch eine andere Freude hinzu: ein Brief vom Hans, in dem er schreibt, daß er mit seinem Skitrupp in den nächsten Tagen „rauschliddern" wird, um hier den üblichen Skikurs mit seiner Kompanie abzuhalten und mit der Elite seiner Jäger für die allwinterlichen Rennen zu trainieren, an denen sich das Bataillon beteiligen will.

Lenel jauchzt hell auf.

Hans wird kommen! Das bedeutet, daß sie ihn oft, o so oft sehen wird, hier draußen. Daran ändert kein väterliches Verbot etwas. Kein Mensch wird sie hindern können, auf flinken Brettern durch die weiße Landschaft zu sausen, Seite an Seite mit Hans, im stiebenden Schnee.

Am Nachmittag ist sie eifrig dabei, die hervorgeholten Bretter tüchtig zu wachsen. Sie ist eine gute Skifahrerin, das hat sie schon als Kind gelernt, genau so wie Hans von Götsch.

Am nächsten Tage ist die Schneedecke noch dichter und voller. Lenel schnallt die Bretter an. In dem festen, warmen Trainingsanzug sieht sie wie ein großer, schlanker Junge aus. Lustig flattert der bunte Schal um den Hals, als sie mit schlürfenden Skibrettern bergaufwärts durch den Schnee zieht. Sie muß hinauf in die freie Einsamkeit da droben, um mit ihrer großen Freude auf das Wiedersehen mit Hans allein zu sein und sie in die glitzernde Welt hinauszujubeln.

Scht — scht — machen die Bretter in den funkelnden, kalten Schneekristallen, in denen sich die Sonne am sorglos blauen Himmel fängt. Im Zickzack geht es über einige Geländewellen. Oh, es geht noch famos, sie hat nichts verlernt in den letzten Jahren, da sie nicht zu Hause war. Knie- und Fußgelenke arbeiten geschmeidig. Und wenn sie an einem steileren Hange das Brett herumwirft und das Hinterende nachschwingt, so liegt Zug und Tempo darin.

Nun steht sie bereits weit oben über dem Tal. Sie reißt die Wollmütze vom Kopfe und schüttelt mit einer frohen, berauschenden Gebärde das Haar, schwenkt die Mütze nach der Richtung hin, in der die Stadt liegt und von woher in den nächsten Tagen Hans kommen wird.

Und laut und selig jubelt sie in die weiße Stille hinein, daß es hell von den Hängen und aus den Wäldern widerklingt:

„Hans — Hans — Liebster — Allerliebster! Hörst du mich?"

„— dich", antwortet das Echo vergnügt.

„Er hört mich", jauchzt das Mädel und schwenkt in rohem Übermut den Stock.

Dann stemmt sie ihn mit Kraft in den Schnee, schwingt sich mit der federnden Geschmeidigkeit ihres jungen Körpers nach vorn und saust ab. In rhythmischen Schlägen zischen die Stöcke nach vorn. Der Schnee ist weich. Die langen Bretter gleiten dahin und pflügen durch den funkelnden, weißen Flaum. In hohen, goldig glitzernden Säulen stiebt er zuweilen hinter der Davonstürmenden auf. So geht es rauschend durch den stillen, schweigsamen, schneeverhüllten Wald. Lenels Herz schlägt voll Fröhlichkeit.

Erschrocken blicken manchmal ein Waldarbeiter oder ein Mütterchen auf, das noch Bruchholz sammelt und auf den Schlitten verlädt, wenn das Mädel so blitzschnell vorüberflitzt und gerade nur noch die bunte Mütze und der flatternde Schal zu sehen sind; dann gleitet es schon wieder um eine Biegung und der Wald verschluckt das Mädel, das da sein junges, heimliches Glück und sein heißes Herz in jugendlichem Überschwange in sausender Fahrt durch die Welt trägt.

In langen Serpentinen geht es nun dahin, aus dem Wald hinaus, über freies Gelände; drunten leuchten schon wieder die weißen Dächer des Dorfes. Und nun in einer sacht abfallenden, glatten Abfahrt schnurstracks ins Tal hinein.

Als Lenel eine Weile später wieder im Hofe steht und die Bretter abschnallt, kommt Tante Ida hinzu und schlägt die Hände zusammen:

„Kind, ganz zerzaust und aufgelöst schaust du aus. Ganz außer Atem!"

Und Lenel strahlt:

„Mopswohl ist mir, Tante!"

Und macht einen kleinen Luftsprung.

Zwölftes Kapitel

Der Bataillonskommandeur hat die Offiziere auf dem Kasernenhof um sich versammelt und hält ihnen eine kleine Ansprache, wie er das immer zu Beginn der Wintersezit zu tun pflegt. Da muß die neue Dienstregelung besprochen werden, da muß auch einiges über die gesellschaftlichen Verpflichtungen des Offiziers gesagt werden, die ja im Winter in einer kleinen Stadt nicht bedeutungslos sind.

Die Herren lauschen mit gebührender Andacht.

„Also sich nicht von der Winterkälte unterkriegen lassen, meine Herren! Die Leute besonders warm halten auf dem Exerzierplatz. Viel Bewegung vormittags. Noch mehr Bewegung. Besonders für die Leute, die nicht in den Schneeschuhläuferabteilungen sind. Ich danke Ihnen, meine Herren."

Und der Dienst beginnt. Major von Stettenheim überzeugt sich davon, ob die Leute auch wirklich „warm" werden. Die Kompanien sind angetreten. Ein paar ziehen hinaus ins Gelände, die andern bleiben auf dem Kasernenhof. Und bald schwirren Kommandos durch die klingende Winterluft.

„Kompaniekolonne formiert, marsch, marsch!"

Die Leutnants zucken zusammen. Sie spritzen an ihre Plätze.

Hauptmann Kunnersdorf grinst. Der Major steht einige Schritte entfernt von ihm, um ihm ein bißchen auf die Finger zu gucken. So was spornt an. Und also brüllt Kunnersdorf:

„Wir wollen doch hier nicht spazierengehen wie neulich auf der Kirmes. Ich bitte die Herren Offiziere, noch schneller an ihre Plätze zu spritzen. Zurück — marsch, marsch! Kompaniekolonne formiert, marsch, marsch! Marschiert auf, marsch, marsch!"

Der kleine Erdmann springt wie ein Heupferd.

Aber niemand springt dem Hauptmann schnell genug. Der Aufmarsch wird also ein halbes Dutzend mal wiederholt. Wahrhaftig, man wird warm dabei. Sogar Kunnersdorf kommt bei den vielen Kommandos ins Schwitzen.

Nun geht es an das sprungweise Vorgehen. Alles herrliche Winterübungen. Eine Viertelstunde danach ist die Kompanie in eine Dampfwolke eingehüllt. „Sprung auf, marsch, marsch! Hinlegen! Sprung auf, marsch, marsch! Hinlegen!"

So wird in der Kaserne der Winter begrüßt.

Der Leutnant Krummstädt, der gerade mit dem Bauch auf der Erde liegt, sieht drüben am andern Ende des Hofes Hans von Götsch mit zwanzig, dreißig Leuten aus dem Geräteschuppen kommen, Skibretter und -stöcke über den Schultern.

‚Der hat's fein', denkt er neidvoll. ‚Der kann jetzt losstiebeln, in die Berge, vergnügten Sport treiben. Ja, wenn man so gut auf den Brettern stehen könnte wie der, dann brauchte man hier nicht auf dem Bauche herumzukriechen. Dann hätte man auch so einen feinen Extrauftrag.'

„Sprung auf, marsch, marsch!"

Der gute Krummstädt muß flitzen. Götsch aber sammelt seine Kolonne um sich und zieht mit ihr zum Kasernentor hinaus. Endlich sind die ersten diesjährigen Übungen angesetzt. Er freut sich riesig darauf.

Ein Oberjäger übernimmt vorerst die Neulinge, er selber die alte Garde, von denen ihm jeder einzelne fast wie ein guter Sportsfreund ist. In geschlossenen Gruppen geht es zur Stadt hinaus.

*

Das sind lustige Übungsstunden da draußen an den Hängen. Die Neuen stellen sich gar nicht so dumm an, sie haben ja Interesse an der Sache und sich auch schon theoretisch vorgebildet. Und Götsch ist ein guter und geduldiger Lehrer. Über dem Kamm hängen ein paar winzige, zerrissene Wölkchen, aber im übrigen ist der Vormittagshimmel leuchtend blau. Hell wie Metall schimmert der Schnee. Und auf der Übungswiese krabbeln die Jäger durcheinander wie große, grüne Käfer.

Das sieht schon recht vergnügt aus.

Schließlich überläßt Götsch die Neuen sich selbst und dem assistierenden Oberjäger und widmet sich den „Alten".

In vier Wochen etwa, das ist so um Weihnachten herum, findet in den Bergen das große Rennen statt. Es ist bestimmt worden, daß diesmal auch das Bataillon zeigen soll, was seine Läufer können. Man wird sich für die große Sprungkonkurrenz und für den Langlauf von zwanzig Kilometern melden. Die andern sonstigen Konkurrenzen interessieren nicht weiter. Götsch kennt seine besten Leute. Die beiden Oberjäger Kroll und Droste, der Jäger Lechner und er selbst sollen die Auserwählten sein.

Und nun heißt es in diesen Wochen noch tüchtig trainieren. Die Konkurrenz ist groß und gefährlich, bekannte Springer und Läufer werden an den Rennen teilnehmen. Man wird sein letztes daransetzen müssen, um gut abzuschneiden.

Götsch lächelt die drei an.

„Wir wollen den Leuten doch zeigen, was preußische Jäger alles können, nicht wahr?"

„Befehl, Herr Leutnant! Wir werden ganz einfach siegen", sagt der Oberjäger Kroll.

„Richtig", lacht Götsch, „das ist das einfachste."

Am frühen Nachmittag ist es für dieses Mal genug. Die Mannschaften machen sich unter Führung des Oberjägers auf den Heimweg. Götsch hat für den weiteren Tag dienstfrei. Und auf diesen Teil des Tages hat er schon gewartet.

Denn nach der Mittagszeit hat er unter den Zuschauern auf der Übungswiese ein helles Mädchengesicht gesehen mit einer von der Luft geröteten zierlichen Nasenspitze. Dieses Mädchen hat ihn förmlich angelacht vor rosiger Fröhlichkeit. Es hat eine Stunde gebraucht, um hierher zu kommen, aber das hat ihr gar nichts ausgemacht. dieser frohen, rosigen Nasenspitze, und Götsch hat ihr nur zuflüstern können, wann er frei sei und wo man sich nachher treffen könne. Denn es standen ja auch viele andere vorwitzige Nasenspitzen herum.

Und dann hat er wieder mächtig kommandiert.

Nun aber sauft er los mit zischenden Skiern. Der Schnee stiebt in Wolken hinter ihm her. Mit prachtvoll gleitendem Schwunge fährt er durch den weichen, flaumigen Schnee. Wie verwachsen mit den langen Brettern. Es ist wie ein halbes Fliegen.

Oha, da kann man schon fliegen, wenn man so ein Ziel hat!

Wo kann es anders liegen als bei der St. Anna-Kapelle. Er biegt um eine Waldecke, und da winken schon zwei Skistöcke vergnügt ihm entgegen. Dort steht die Lenel auf ihren Brettern wie ein großer, schlanker Junge, mit bunten Farbentupfen auf dem Kopfe und um den Hals. Jetzt braust Götsch heran, stemmt in kurzem Bogen, daß der Schnee nach allen Seiten spritzt, läßt die Stöcke fahren und hat schon die Lenel am Halse.

„Schnee-Engel, liebe Lenel!"

Aber da gibt's vorerst nichts zu antworten und nichts zu sprechen. Sprechen kann man nachher immer noch genug. Jetzt heißt es sich erst einmal die Lippen auf die allein richtige Art warmmachen.

Und erst, als das hinreichend geschehen ist, fragt Lenel atemlos, als hätte sie noch nicht genug:

„Wann kommst du wieder, Hans? So lange hab' ich dich nicht gesehen."

„Alle paar Tage, Lenel. Wir haben noch viel zu trainieren. Nun kommt gute Zeit für uns beide."

(Fortsetzung folgt)

Zu Melli Beeses Zeiten...

Eine Plauderstunde mit einem Vorkriegsflieger Von Hans Aschenbrenner

Mit ihren drei Motoren orgelt eine schwere Verkehrsmaschine über die letzten Häuserreihen der Stadt und rauscht, tiefer und tiefer sinkend, über den dicht bewaldeten Grüngürtel dem Flugplatz zu. Es ist ein Bild von Macht und Sicherheit, wie sie dunkel und groß daherschwebt, und die Menschen, denen der späte Nachmittag noch eine erholsame Stunde auf den Wegen und Bänken der Anlagen bescherte, blicken freundlich auf und verfolgen den Flug des metallenen Riesen. Kinder stolpern, weil sie zugleich emporschauen und vorwärtslaufen müssen. Junge Männer spähen nach den Ansatzstellen der Schlitzflügel, von denen sie in der Zeitung lasen. „Damit kann er die Fahrt verlangsamen, wenn er landet, ganz neue Erfindung!" weiß einer zu berichten.

Seine Kameraden nehmen die Weisheit achtungsvoll auf. Warum aber lächelt der rüstige Herr dort, den ich so oft hier im Stadtpark sehe? „Ach, wissen Sie", wendet er sich schmunzelnd an mich, weil ich ihm gerade nahestehe, „so neu ist der Spaltflügel eigentlich nicht. Wir haben damals in den Harlan-Werken so etwas Aehnliches schon..."

„Harlan-Werke? Der Name ist mir fremd. Ich kenne Junkers, BFW, Messerschmidt, Heinckel, Focke-Wulf, aber Harlan..."

„Ja freilich, es ist ja auch schon sechsundzwanzig Jahre her. Das war zu Melli Beeses Zeiten... ich war damals Monteur in Johannisthal. Wenn es Sie interessiert..."

Es muß in den Jahren vor dem Kriege in Deutschland mehr Flugzeugfabriken gegeben haben als heute. Freilich aber bestanden die meisten von ihnen aus je einem Wellblechschuppen. Darin befanden sich der Tisch des Konstrukteurs, die Nähmaschine zum Herrichten der Bespannung, der Bremsbock zum Ausproben des Motors, die Umkleidecke für die Flieger und vieles anderes einträchtig nebeneinander. Aber Johannisthal blühte bei diesem Betrieb auf.

„Johannisthal, das war das Paradies und die Hochschule des Fliegens. Als es losging, war das nur ein kleiner Vorort im Osten Berlins. Ganz plötzlich aber begann man dann zu bauen, neue Straßen wurden verlegt, Mietskasernen wuchsen aus dem Feld, und die Menschen, die dort hinauszogen, stellten auch gleich Zettel in ihre Fenster, ‚Möbliertes Zimmer zu vermieten'."

„Meldeten sich denn damals schon so viele Flugschüler?"

„Natürlich nicht so viele wie heute, aber es waren immer einige da, und sie waren nicht zu beneiden. Schon wenn sie ankamen... es war damals alles noch Sache der fanatischsten Begeisterung und der Ueberzeugung. Und reichlich ungeordnet war es auch! Die einzelnen Systeme, Eindecker oder Zweidecker, Feannin oder Rumpler, Ago oder Luftverkehrsgesellschaft, Melli Beese oder Albatros, das gab eine ewige, theoretische Rivalität. Mit den Motoren und den Sitzen, den Höhensteuern und den Laufrädern war alles noch so ungeklärt, daß der eine so, der andere so baute. Ueber die beste Art, die Flügel zu verspannen, wurden heiße Gespräche geführt, und alles in allem war es ein ewiger Versuch mit gelegentlichen Unterbrechungen durch wirkliche, kurze Flüge. Da gab es Fahrgestelle mit vier Rädern nebeneinander oder paarweise hintereinander, wie bei einem Auto... da saß der Propeller mal vorne, mal hinten, der Benzintank mal unter dem Führersitz, mal zwischen den Rädern, mal oben über dem zweiten Tragdeck... mal waren zwei Sitze nebeneinander und vollkommen frei, mal hintereinander in einer Art Badewanne. Und vollends das Schulen..."

„Was kostete das damals?"

„Dreitausend Mark und die Ausrüstung, Lederanzug, Sturzhelm, Pelz, Brille, Handschuhe. Zwei Monate rechnete man, aber das meiste war Warten, Warten auf gutes Wetter, warten auf andere Flugschüler, auf Ausbesserungen und Ersatzteile. Dieweil wurde gefachsimpelt... über Luftlöcher, tödliche Böen, über Verwindungen und die Unfälle anderer. Den Kleinholzschaden mußte jeder selbst tragen, Versicherungen gaben sich mit einer so neuen und unsicheren Sache kaum ab! Durch diese Bruchschäden konnte sich der Preis eines Kurses leicht auf das Doppelte oder gar Dreifache erhöhen, und nur die ‚Nationale Flugspende' und die Heeresverwaltung zahlten für ihre Schüler 5000 bis 8000 Mark einschließlich des Kleinholzes..."

Sieht man den Betrieb nicht förmlich vor Augen, wenn man solche Anfangsmären der Fliegerei hört? Die Ma-